

Kapitel 1: Was heißt es, etwas zu glauben?

1. Das kognitivistische Paradigma

Eine Bekannte von mir hat sich während der ausklingenden Pandemie mit ihrer langjährigen Freundin überworfen. Die beiden waren seit ihrer Schulzeit unzertrennlich. Aber nach dem ersten Lockdown bemerkte meine Bekannte Veränderungen an ihrer Freundin, die sie nicht verstand. Es begann damit, dass sich die Freundin über *Instagramm* bei einem Kurs zur Entdeckung ihrer »spirituellen Weiblichkeit« anmeldete. Kurz darauf registrierte sich die Freundin bei *Telegram* und *Signal*. Dann fingen die Nachrichten an: Eine Flut aus weitergeleiteten Texten und Videos, die über einen sogenannten »großen Austausch« sprachen – den angeblichen Plan, weite Teile der deutschen Bevölkerung mit anderen Menschen (einer bestimmten Ethnie und Religion) auszutauschen. Auch wenn sich die beiden trafen, ließ dieses Thema die Freundin nicht los. Impfen ließ sie sich nicht, das sei der erste Schritt im Austausch der deutschen Bevölkerung und auch eine Maske wollte sie nicht aufsetzen, obwohl meine Bekannte sie darum bat. Meine Bekannte reagierte mit Bestürzung. Wie konnte jemand, deren Meinungen sie geschätzt hatte, solche Dinge glauben? Die Freundin fühlte sich herabgesetzt. Sie interessiere sich nun mal für Theorien über den Ursprung der Pandemie – was konnte daran verwerflich sein? Meine Bekannte fragte, ob es Wissenschaftler*innen gebe, die diese Theorien vertreten. Ja, doch diese würden gezielt in Verruf gebracht und verfolgt, entgegnete die Freundin. Die Diskussionen drehten sich im Kreis, monatelang. Heute sprechen die beiden nicht mehr miteinander. Von einer Beziehung, die Jahrzehnte und unzählbare persönliche Krisen überdauert hat, ist nichts mehr übrig.

Meine Bekannte ist mit ihrer Erfahrung nicht allein. Viele von uns hatten ähnliche Erlebnisse – sei es mit alten Klassenkamerad*innen, Verwandten oder engen Freunden. Wir kennen die Hilflosigkeit, die sich angesichts der ge-

radezu unglaublich erscheinenden Behauptungen von Verschwörungstheoretiker*innen einzustellen pflegt. »Wie können im 21. Jahrhundert Menschen so etwas glauben?« fragt man in der Öffentlichkeit. »Wie kannst du sowas glauben?« fragen wir enttäuscht jene Freundin oder jenen Verwandten, die aus der Pandemie verändert hervorgegangen sind und es nun nicht lassen können, uns vor den Gefahren des 5G-Netzes zu warnen.

Diese Fragen, und die Geschichten über den Verlust von Beziehungen, die sie begleiten, zeigen nicht nur, wie wichtig es ist, über Verschwörungstheorien nachzudenken. Sie zeigen auch, wie wichtig es ist, über Verschwörungstheorien *philosophisch* nachzudenken. Denn in ihnen zeichnen sich die Umrisse weitläufig geteilter, aber selten einer Prüfung unterzogener philosophischer Vorstellungen ab – Vorstellungen darüber, wie unser Geist funktioniert und was Verschwörungstheorien sind. Diese Vorstellungen bilden die Grundlage der Standardantwort auf die beiden Fragen, die ich in der Einleitung als wesentlich identifiziert habe. Diese beiden Fragen lauten:

- (1) *Artefaktfrage*: Was für Dinge sind Verschwörungstheorien?
- (2) *Geistesfrage*: Wie verhalten sich Verschwörungstheoretiker*innen geistig zu Verschwörungstheorien?

Und die Standardantwort, die sowohl in der Wissenschaft als auch in unserem Alltagsleben, häufig implizit, angenommen wird, lautet:

- (1) Antwort: Verschwörungstheorien sind Erklärungen (wenn auch vielleicht schlechte).
- (2) Antwort: Verschwörungstheoretiker*innen *glauben* Verschwörungstheorien.

Ich nenne das Paket, das man aus diesen beiden Antworten schnüren kann, das *kognitivistische Paradigma*. Ich argumentiere im nächsten Kapitel dafür, dass das kognitivistische Paradigma unplausibel ist. Das vorliegende Kapitel bereitet diese Argumente und meine eigenen Antworten auf (1) und (2) vor, indem es eine wichtige vorgeordnete Frage klärt: Was heißt es überhaupt, etwas zu *glauben*?

Dass diese Frage nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch von großer Bedeutung ist, zeigt sich schon an der Geschichte meiner Bekannten. Die Entrüstung und die Hilflosigkeit, die sie empfand, und die auch wir erfahren, wenn unsere Freunde oder Verwandten verschwörungstheoretische In-

halte mit uns teilen, stammen aus der Annahme, dass die entsprechenden Personen die verschwörungstheoretischen Inhalte auch wirklich *glauben* – nicht etwa nur vermuten oder zum Spaß annehmen. Hätte meine Bekannte Grund zu der Annahme gehabt, dass ihre Freundin gar nicht wirklich glaubt, dass die Impfung der erste Schritt im großen Austausch ist, hätte sie vermutlich mit sehr viel weniger Enttäuschung reagiert und die Aussagen ihrer Freundin anders eingeordnet. Sie sah derlei Grund aber nicht. Nach vielen Auseinandersetzungen blieb die obige, allgegenwärtige Frage übrig: »Wie kann sie sowas glauben?«

Indem wir annehmen, dass unsere Freundin oder Verwandte eine Verschwörungstheorie glaubt, nehmen wir etwas ganz Spezielles darüber an, was in ihrem Geistesleben – oder salopp gesagt »in ihrem Kopf« – passiert. Wir nehmen an, dass der verschwörungstheoretische Inhalt in ihrer Psychologie eine bestimmte Rolle spielt. In diesem Kapitel wird es darum gehen, näher zu bestimmen, was es bedeutet, eine solche Zuschreibung zu tätigen – was es bedeutet einen *mentalen Zustand* zuzuschreiben, wie die Philosophie es ausdrückt.

Darüber hinaus verfolgt das Kapitel ein zweites, allgemeineres Ziel. Unsere Praxis, Annahmen darüber zu treffen, was »im Kopf« unserer Mitmenschen geschieht, ist auch unabhängig von Fragen nach Verschwörungsglauben für unser Zusammenleben wesentlich. Sie bestimmt, was uns verletzt und was an uns abperlt, welche Drohung wir ernst nehmen und welche wir getrost ignorieren, über welche Liebeserklärung wir lachen und welche uns berührt. Und diese Unterscheidungen sind nur möglich, weil unsere Praxis uns Regeln darüber an die Hand gibt, wann jemand etwas *wirklich* meint, beabsichtigt, fühlt oder eben glaubt. Das zweite Ziel des Kapitels ist es, zu erörtern, wie wir es zu verstehen haben, wenn wir urteilen, dass ein Inhalt »nicht wirklich« eine bestimmte Rolle im Geistesleben einer Person spielt. Ich werde zu zeigen versuchen, dass wir diesen Teil unserer Praxis nur verstehen können, wenn wir ein bestimmtes starres Bild unseres Geistes ablehnen. Laut diesem Bild sind alle komplexen Gedanken, die wir zu formen in der Lage sind, ein Ausdruck unseres *Vernunftvermögens*. Unser Geist ist demnach wesentlich durch die Regeln der Vernunft gesteuert. Ich werde dagegen im Folgenden, und allgemeiner in diesem Buch, die Vorstellung stark machen, dass es mindestens eine weitere große mentale Kategorie gibt: die der *Fantasia*. Diese Kategorie wird in der Philosophie und in angrenzenden wissenschaftlichen Disziplinen wie der Kognitionswissenschaft häufig stiefmütterlich behandelt. Aber sie ist von allergrößter Bedeutung, wenn wir unseren Geist und eine ganze Reihe politi-

scher und sozialer Phänomene verstehen wollen, die unsere Welt im Moment prägen.

2. Vokabeln des Geistes

Für kaum einen Bereich unseres Lebens steht uns ein reicherer Schatz an Ausdrücken zur Verfügung als für den unseres Geisteslebens. Wir glauben, wir vermuten, wir sind uns nicht sicher, wir zweifeln, hoffen, wünschen, wollen, haben vor, und beabsichtigen. Wir lieben, ekeln uns und beneiden. Es packen uns Angst und Schrecken. Wir sind stolz, erleichtert oder vergnügt, jähzornig, missgünstig oder entrüstet. Man spendet uns Trost. Es überwältigt uns die Begeisterung oder wir kämpfen mit Wehmut, Reue, und Melancholie.

Lässt sich diese Vielfalt irgendwie ordnen? Es lohnt sich, zunächst auf eine sehr grundsätzliche Gemeinsamkeit vieler (aber nicht aller) dieser Beschreibungen hinzuweisen, die ich im letzten Abschnitt bereits implizit angenommen habe. Unser Sprachgebrauch der oben genannten Ausdrücke erlaubt es uns, folgenden Gedanken auszudrücken: Wenn ich fürchte, dass die AfD die Bundestagswahl gewinnt und mein Bekannter sich wünscht, dass die AfD die Bundestagswahl gewinnt, dann fürchte ich was er sich wünscht. Wir beziehen uns also auf *dasselbe* – das, was ich fürchte und was er sich wünscht. Diese Besonderheit fällt uns im Alltag nicht auf, weil wir uns ihrer so oft mit solcher Selbstverständlichkeit bedienen. Aber sie ist bemerkenswert, denn sie zeugt davon, dass die Funktionsweise unserer geistigen Vokabeln auf einer grundsätzlichen Unterscheidung ruht – nämlich der zwischen dem *Inhalt* geistiger Zustände und der *Einstellung*, die wir diesem Inhalt gegenüber einnehmen. Der Inhalt ist das, *was* wir glauben, hoffen oder fürchten. Die Einstellung bezeichnet dann unsere Beziehung zu diesem Inhalt – die Beziehung des Glaubens, der Hoffnung oder der Furcht. Und natürlich können wir nicht nur unterschiedliche Einstellungen zum selben Inhalt haben, sondern auch die gleiche Einstellung zum selben Inhalt; wenn ich und mein Bekannter glauben, dass die AfD die Bundestagswahl gewinnt, dann glauben wir *dasselbe*.

Jene Inhalte, von denen sich sagen lässt, dass ich und mein Bekannter daselbe glauben, fürchten oder hoffen, haben zudem die Eigenschaft, dass sie sich nur in *Sätzen* ausdrücken lassen. Erst die grammatische Struktur von Sätzen erlaubt es uns, komplexe und abstrakte Gedanken auszudrücken. Inhalte von mentalen Zuständen, die nicht in Satzform auftreten, können sich stets